

BINDUNG – Die Grundlage für Erziehung und Unterrichtsbarkeit

Vor 70 Jahren revolutionierte der britische Psychiater John Bowlby mit seiner Bindungstheorie die damalige Erziehungspraxis. Den Grundstein dazu legten vermutlich auch seine eigenen emotionalen Entbehrungen.

Zur Teestunde, um 17 Uhr, durfte John seine Mutter für eine Stunde sehen. Den übrigen Tag war er seiner Amme Minnie anvertraut. Der eingeschränkte Kontakt zur Mutter war damals so üblich in den gesellschaftlichen Kreisen der Bowlbys, eines gut situierten Paares des Londoner Bürgertums. Um 1910 glaubte man, übertriebene Gefühlsbekundungen seitens der Eltern würden den Charakter der Kinder verweichlichen und verderben.

Glücklicherweise war Kindermädchen Minnie dem kleinen John zugetan, und so konnte er sein Bedürfnis nach mütterlicher Zuwendung zunächst bei ihr stillen. Doch sie verließ den Haushalt, als er gerade einmal vier Jahre alt war. Diesen ersten Verlust einer geliebten Bezugsperson beschrieb er später als ähnlich tragisch wie den mangelnden Kontakt zur Mutter. Und er hatte noch mehr Pech: Die Hausangestellte, die Minnie ersetzte, hatte mit dieser nichts gemeinsam. Sie war hartherzig, sarkastisch und unsensibel.

Damit war es noch nicht genug des Unglücks für den kleinen John. Mit sieben Jahren wird der Junge in ein Internat geschickt, lebt unter Bedingungen, die er keinem Hund hätte zumuten wollen. Im Verlauf dieser Jahre verliert er auch seinen Patenonkel, einen Mann, den er von Herzen liebte.

Ein Verlust nach dem anderen kennzeichnet die Kindheit von John Bowlby. Seit dem jüngsten Alter leidet er unter dem Mangel an Nähe zu Menschen, die ihm Bindung und Geborgenheit hätten bieten können. Ob Zufall oder schicksalhafte Fügung: Ein halbes Jahrhundert später begründet er eine der bedeutendsten psychologischen Theorien, die Bindungstheorie. Sie revolutioniert die Erziehung, indem sie aufzeigt, dass Nähe und liebevolle Zuwendung seitens der Eltern oder anderer Bezugspersonen bei der Kindesentwicklung eine tragende Rolle spielen.

Als er das Gymnasium verlässt, wird der junge Bowlby von seinem Vater, einem renommierten Londoner Chirurg, zum Medizinstudium gedrängt. Während eines Praktikums entdeckt er seine Leidenschaft für die Entwicklungspsychologie und entscheidet sich, in Cambridge zu studieren. Obwohl seine intellektuellen Fähigkeiten durchaus erkannt werden, verzichtet er auf eine prestigeträchtige Karriere und arbeitet als Lehrer an einer Schule für schwierige Kinder. Zu seinen Schützlingen zählen vorwiegend Jugendliche aus zerbrochenen Familien, die Verhaltensprobleme oder kriminelle Neigungen zeigen. So kommt er bald auf die Idee, dass eine Verbindung bestehen könnte zwischen der Entwicklung der Kinder und der Umwelt, in der sie aufwachsen.

Daraufhin spezialisiert sich Bowlby auf die Psychiatrie. 1944 beginnt er zu erforschen, welche Rolle frühe Trennungserfahrungen bei Kindern spielen. Er beobachtet, dass die mütterliche Abwesenheit bei ihnen kurzfristig einen Zustand der Traurigkeit hervorruft, der in drei Phasen abläuft: Zuerst protestiert das Kind gegen die Trennung, dann fällt es in tiefe Traurigkeit und schließlich in Gleichgültigkeit.

Nach diesen ersten Erkenntnissen forscht Bowlby bei jungen Delinquenten nach frühen Erfahrungen von „Deprivation“, einem Entzug von oder Mangel an emotionaler Zuwendung. Er entdeckt, dass mehr als die Hälfte von ihnen innerhalb der ersten fünf Lebensjahre mindestens sechs Monate von ihrer Mutter getrennt waren. Manche von ihnen zeigen sogar schwere Störungen, von Bowlby bezeichnet als „gefühllose Psychopathie“ oder Unfähigkeit, sich um andere Menschen zu sorgen. Er vermutet, dass das Entbehren der Mutter in den ersten Lebensjahren schwere Folgen nach sich zieht.

Als der Zweite Weltkrieg endet, nehmen die Kliniken Kinder auf, die von ihren Eltern getrennt, deren Familien zerrissen wurden – infolge von Krieg, Deportation, Vertreibung. Immer mehr Daten sammeln sich an. 1945 führt der Psychoanalytiker René Spitz einen neuen Begriff in die klinische Terminologie ein: Hospitalismus. Dieser gründet sich auf die Beobachtung, dass einige in Institutionen untergebrachte Kinder nach frühzei-

tiger Trennung von ihrer Mutter depressiv erscheinen, geradezu verkümmern, obwohl es ihnen weder an Nahrung noch an Hygiene mangelt. Offenkundig fehlt ihnen auf emotionaler Ebene etwas.

Bowlby sieht in diesen Befunden seine eigenen Hypothesen bestätigt und beginnt 1946 für die Tavistock Clinic zu arbeiten, das erste englische Zentrum für psychoanalytische Therapie. Auf Anfrage der Weltgesundheitsorganisation beginnt er dort die Bedürfnisse von Waisenkindern in der Nachkriegszeit zu untersuchen, um mehr über die langfristigen Folgen mütterlicher Abwesenheit zu erfahren.

Nachdem er sich ein Bild von der Intelligenz und emotionalen Verfassung der Kinder gemacht hat, besteht für ihn kein Zweifel mehr. Der Verlust der Mutter mindere Konzentrationsvermögen und Intelligenz der Kinder, erschwere den Zugang zu den eigenen Emotionen und das emotionale Mitschwingen mit anderen, so Bowlby. In vielen Fällen stellt der Psychiater auch eine erhöhte Aggressivität und kriminelle Neigungen fest.

All diese Entdeckungen tragen dazu bei, dass Bowlby 1957 seine Bindungstheorie formuliert. Die Grundidee: Um sich sozial und emotional gesund zu entwickeln, muss ein Kleinkind in der Lage sein, eine Bindung zu einem Menschen aufzubauen, seiner primären Bezugsperson. Meist sei das die Mutter oder der Vater beziehungsweise Partner der Mutter. Ihre wesentliche Rolle besteht darin, warm und herzlich auf die Bedürfnisse des Kindes zu reagieren, ihm Sicherheit zu vermitteln, einen Rückzugsort zu bieten bei Angst und Traurigkeit und zu helfen, mit Ängsten und Sorgen umzugehen. So bilde sich ein wesentliches neurobiologisches System für die psychische Entwicklung des Kindes heraus – der Garant für seine geistige und körperliche Gesundheit und dafür, ein Leben lang zwischenmenschliche Beziehungen aufbauen zu können. Die Theorie hat für Bowlby auch eine evolutionäre Komponente insofern, als die Bindung für das Überleben unserer Spezies unverzichtbar ist.

Die Bindungstheorie revolutionierte die damals vorherrschenden Theorien zur kindlichen Entwicklung.

*Aus: DIE SUCHE NACH EINEM SICHEREN HAFEN
SPEKTRUM PSYCHOLOGIE, 2/2019
SPEKTRUM DER WISSENSCHAFT VERLAG*

Sollte man ein Kind weinen lassen?

In dieser Debatte gibt es Argumente für beide Positionen. Welche stimmt? Mary Ainsworth und ihre Kollegin Silvia Bell gehörten zu den Ersten, die sich dieser Frage widmeten. Sie konzipierten ein Experiment: Über mehrere Monate beobachteten sie die mütterlichen Reaktionen auf das Schreien ihrer Babys. Zunächst stellten sie fest, dass das Weinen in den ersten Monaten nach der Geburt kaum vorhersehbar war. Doch in der Folgezeit wurde offensichtlich, dass Mütter, die ihre Säuglinge schreien ließen, deren Traurigkeit nur vertieften, während Babys, deren Mütter auf das Schreien mit Zuwendung reagierten, immer weniger weinten. Letztere entwickelten auch breitere kommunikative Fertigkeiten wie Bewegungen, Mimik und Lautäußerungen. Weitere Studien haben inzwischen bestätigt, dass Kinder, die Zuneigung erhalten, wenn sie weinen, als Erwachsene weniger ängstlich und seelisch gesünder sind. Je nachdem, wie viel Aufmerksamkeit ein Säugling in den ersten Monaten seines Lebens bekommt, entwickelt sich sein Gehirn offenbar unterschiedlich, und das beeinflusst sein gesamtes weiteres Leben.



Bindung durch körperliche Nähe: Kinder, die lange herumgetragen werden, stehen laut Studie früher auf eigenen Beinen

Unser natürlicher Bindungs-Instinkt

Wie viele gesellig lebende Säugetiere und Vögel kommen auch Menschenkinder mit einem ausgeprägten Bindungsinstinkt zur Welt: Sie suchen jemanden, von dem sie lernen können, wie das Leben auf diesem Planeten funktioniert. In zunächst völliger Abhängigkeit als Säugling und Tragling erweckt das kleine Menschlein mit seinem Lächeln, seinem anschmiegenden Vertrauen und dem großäugigen Blick auch unseren Bindungsinstinkt: Wir erhöhen unsere Stimmlage, reißen ebenfalls die Augen auf, heben und senken nickend den Kopf („Ja, wo ist er denn?!“) und halten dem Kind den Finger hin. Der Säugling bindet sich an uns, indem er z. B. unseren Finger fest umklammert oder später als Antwort auf unsere ausgebreiteten Arme ebenfalls die Ärmchen ausstreckt, um sich aufheben zu lassen.

All dies sind instinktive Verhaltensweisen, die seit Hunderttausenden von Jahren das Überleben sichern: Im steinzeitlichen Normalfall bindet sich das Kind an Mutter, Vater, ältere Geschwister und Verwandte. Wenn diese abhanden kommen, überträgt es den Bindungsinstinkt woandershin – so wie das frisch geschlüpfte Entenküken, wenn die Mutter fehlt, vertrauensvoll der Bäuerin, dem Hofhund oder einem Spielzeugauto nachläuft. Es fühlt sich in Gegenwart seines Bindungsobjektes beruhigt und sicher, auch wenn es auf diese Weise weder schwimmen noch fliegen lernt.

Auch Menschenkinder unterscheiden nicht, ob das Objekt, auf das sie ihren Bindungsinstinkt richten, überhaupt in der Lage und geeignet ist, für ihre gedeihliche Entwicklung zu sorgen. Dieser Umstand war in den letzten Jahrhunderttausenden lediglich eine Unschärfe, die es ermöglichte, dass Kinder sich notfalls auch in völlig fremder Umgebung wieder einleben und an völlig anderen Personen orientieren konnten. Doch in den letzten fünfzig bis sechzig Jahren haben sich die Lebensabläufe in den Industrieländern so rapide geändert, dass der uralte Bindungsinstinkt immer häufiger fatale Folgen hat.

Fatale Bindungslücke

Natürlich binden sich auch heute Kinder normalerweise an die Erwachsenen, die sie versorgen. Doch in Kita und Schule ist es derzeit meist dem Zufall überlassen, ob ein Kind zu dem betreuenden Erwachsenen eine Bindung aufbaut. Ge-

schieht dies nicht, stürzt das Kind jeden Tag neu in eine verstörende Bindungs- und Orientierungslücke. In seiner Not richtet es seinen Bindungsinstinkt dann auf die anderen, ebenso desorientierten Kinder. Von diesem Zeitpunkt an hört es nicht mehr auf seine Eltern, sondern auf die Gleichaltrigen. Was diese vorgeben, ist Richtschnur seines Handelns, und der Erfolg bei den Gleichaltrigen ist ab sofort das Wichtigste für das Kind.

Doch Kinder können sehr grausam sein – sie wissen es eben oft noch nicht besser und sind gar nicht in der Lage, eine liebevolle, verlässliche Rolle füreinander zu spielen. Jedes Kind ist immer wieder mit unreifem Verhalten von Gleichaltrigen konfrontiert, aber wenn ein Kind seinen starken Bindungsinstinkt von den Eltern auf andere Kinder verlagert hat, schmerzen diese Grausamkeiten unerträglich, weil die anderen Kinder ja die wichtigsten Bezugspersonen geworden sind. Das Kind schützt sich, indem es einen dicken Panzer um sein Herz legt und sich möglichst anpasst, um nicht aufzufallen und ausgegrenzt zu werden.

Heraus kommen die „coolen Kids“, die keinerlei Gefühlsregungen mehr zeigen und sich nur noch für das interessieren, was in ihrer Gleichaltrigengruppe gerade „in“ ist. Kleidung, Sprechweise, Musikgeschmack – alles wird stromlinienförmig angepasst. Gleichzeitig stoßen die Eltern mit ihren Bitten und Weisungen, sofern sie den Forderungen der gleichaltrigen Kumpel zuwiderlaufen, plötzlich auf taube Ohren – ihr Kind hat sich umorientiert und sucht im Zweifelsfall nicht mehr die Liebe und Zustimmung seiner Eltern, sondern der Gleichaltrigen. Es hat die Eltern fallen gelassen wie eine abgelegte Liebe. Die Folge sind verletzende Kälte und völliges Desinteresse an allen Anliegen der Eltern.

Was können Eltern tun?

Wie das Entenküken spürt auch das gleichaltrigenorientierte Kind nicht, dass es einem ungeeigneten Orientierungsgeber hinterher läuft, es fühlt sich sicher, solange die Objekte seiner Bindung nahe sind, auch wenn es von ihnen nur lernt, cool abzuhängen oder gar Schlimmeres. Das verzweifelte Streben, „dazu zu gehören“, lässt keinen Raum für die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit und wenig Platz zum Lernen, denn Rechnen, Deutsch und Biologie, selbst Malen und

Musizieren sind uninteressant – sofern sie nicht helfen, „in“ zu sein.

Was können Eltern tun, um es nicht so weit kommen zu lassen? Die Antwort ist nach dem Bisherigen eigentlich klar: Pflege der Beziehung, damit das Kind gar nicht erst in eine Bindungslücke fällt.

1. Das Problem erkennen

Stellen Sie sich vor, Ihr Partner fängt plötzlich an, sich merkwürdig zu verhalten: Er oder sie schaut Ihnen nicht mehr in die Augen, wehrt körperliche Nähe ab, ist einsilbig und gereizt, weicht Ihren Annäherungsversuchen aus und geht Ihnen aus dem Weg. Zwischen Erwachsenen wäre jedem klar, dass Sie es nicht mit einem *Verhaltensproblem*, sondern mit einem *Beziehungsproblem* zu tun haben. Und wahrscheinlich würde als erstes der Verdacht aufkommen, dass Ihr Partner sich innerlich jemand anderen zugewandt hat. Was uns bei Erwachsenen so klar wäre, verwirrt uns, wenn es zwischen Eltern und Kind auftritt.

2. Verlässliches Vorbild sein

Und wenn Sie Ihr Kind bereits an seine Altersgenossen „verloren“ haben? Nun, hier gibt es nur eins: Gewinnen Sie das Herz Ihres Kindes zurück. Kein leichter Weg, und Sie werden einiges an Zurückweisung einstecken müssen, aber das lohnt sich: Denn abgesehen von den oft sehr problematischen Verhaltensweisen gleichaltrigenorientierter Kinder kann Ihr Kind echte erwachsene Reife nur im Schutz sicherer, verlässlicher Beziehungen und Vorbilder entwickeln.

Heißt das nun, dass ein Kind immer bei Mama und Papa sein, nicht mit anderen Kindern spielen und keine anderen Erwachsenen sehen sollte? Nein, natürlich nicht – Sie sperren ja auch Ihren Partner nicht zuhause ein, damit er sich weiter an Ihnen orientiert. Aber Sie achten darauf, regelmäßig schöne Zeiten mit ihm zu verbringen, Sie zeigen ihm, dass Sie ihn lieben und bereit sind, ihn in seinen Anliegen zu unterstützen, Sie zeigen sich von Ihrer besten Seite und nehmen Anteil an den Interessen des Anderen. Sie interessieren sich für seine Freunde und fördern die Entstehung eines gemeinsamen Freundeskreises.

In Bezug auf Erwachsene ist Ihnen das natürlich klar (oder sollte es sein), aber wie ist es mit Ihren

Kindern? Sie wissen, dass Sie Ihr Kind bedingungslos lieben, aber weiß das auch Ihr Kind?

3. Bindungsgemeinschaften aufbauen

Wenn Ihr Kind in den Kindergarten oder in die Schule geht – nehmen Sie vorher Kontakt auf zu den Betreuern und Lehrern. Sorgen Sie dafür, dass diese eine wirkliche Beziehung zu Ihrem Kind aufbauen und erklären Sie, warum Sie das wichtig finden. Engagieren Sie sich für kleine, altersgemischte Gruppen „wie im richtigen Leben“. Gönnen Sie sich den Freiraum, wenigstens die ersten Lebensjahre überwiegend selbst für Ihr Kind zu sorgen, und helfen Sie mit, das finanzierbar zu machen. Treten Sie nicht in Konkurrenz zu den anderen Menschen im Leben Ihres Kindes, sondern bauen Sie eine „dorfähnliche Bindungsgemeinschaft“ auf, die aus Menschen aller Altersstufen besteht. Stellen Sie Kontakt zu den Eltern der Freunde Ihres Kindes her, laden Sie alle zusammen ein, lassen Sie ein Beziehungsnetz entstehen!

4. Mit Liebe führen

[...] Kluge Wissenschaftler haben [...] an Meerschweinchen und Ratten irgendwann mal erforscht, dass die Reaktion auf ein Verhalten möglichst sofort erfolgen müsse, damit ein Lerneffekt eintritt. Die so genannte Verhaltensforschung behandelt erst mal Tiere wie seelenlose Automaten und überträgt die Ergebnisse dieses Tuns dann auf Menschen. Und deswegen versuchen wir sofortige Verhaltensänderungen aus blindem Gehorsam zu erzwingen und entziehen unsern Kindern zur Strafe für ihr Fehlverhalten unsere Gegenwart.

Zuerst ist das für ein Kind eine existenzbedrohende Angstsituation, denn sein starker Bindungsinstinkt sagt ihm, dass es bei seiner Bezugsperson sein möchte. Doch wenn wir unsere Liebe und Zuwendung wie eine Opfergabe behandeln, die wir widerwillig-gnädig gewähren und bei Fehlverhalten sofort entziehen, stoßen wir damit die Liebe unseres Kindes immer wieder zurück. Wir verlassen uns darauf, dass es sich nie von uns abwenden wird, doch da wir es gleichzeitig jeden Tag viele Stunden in großen Gruppen Gleichaltriger sich selbst überlassen, sucht es irgendwann ersatzweise bei diesen Trost und Halt – mit den fatalen Folgen, die wir alle spüren.

Fazit

Bei dem, was Gordon Neufeld uns in seinem soeben erschienenen Buch „Unsere Kinder brauchen uns!“ und in seinen Vorträgen und Seminaren zu geben hat, geht es letztlich wieder um das eine: Liebe. Wollen wir die Beziehung unserer Kinder zu uns wieder an die erste Stelle setzen? Gordon Neufeld spricht einen Bereich an, in dem viele Familien heute ratlos und verwirrt nach etwas suchen, das selbstverständlich schien und plötzlich verschwunden ist: stabile, innige Kind-Eltern-Bindungen. Dies im Alltag zu verwirklichen, kann man lernen.

DAGMAR NEUBRONNER

Aus: WAS KINDER WIRKLICH BRAUCHEN
VISIONEN, 5/2007
SANDILA GMBH



Interview mit Gordon Neufeld

Ihr Buch „Unsere Kinder brauchen uns!“ ist ein Bestseller, und Ihre These von der entscheidenden Kind-Eltern-Bindung wird derzeit wieder heiß diskutiert. Wieso?

– Eltern heutzutage haben keine Selbstsicherheit mehr und keinen Zugang zu ihrer Intuition. Stattdessen gibt es unendlich viele Ratgeber und die Illusion, dass man anhand eines guten Leitfadens lernt, als Eltern das Richtige zu tun. Dabei lautet die wichtige Frage nicht: „Wie als Eltern handeln?“, sondern: „Wie Eltern sein?“ Es geht um die Qualität der Beziehung zwischen Kind und Eltern; Erziehungsaxiome und Pädagogikreligionen haben damit gar nichts zu tun. Stoffwindel oder Pampers? Familienbett oder eigenes Zimmer? Solche Fragen spielen gar keine Rolle. Gern würde ich Verschüttgegangenes freilegen und den Eltern ihre Elternschaft zurückgeben – und ganz offensichtlich gibt es eine große Sehnsucht danach.

Das klingt ein wenig nach Natur-Metaphysik. Wieso ging die „intuitive Bindung“ verloren?

– Eine große Rolle spielte die industrielle Revolution. Sie zwang viele Eltern aus ihrem Netzwerk heraus, in die Städte. Sie waren mit der Last der Kindererziehung alleingelassen – und allmählich rückten so die Schulen in den Fokus. Die Eltern mussten arbeiten und die Schulen den Nachwuchs für die Gesellschaft und den Markt fit machen. Jetzt, in der postindustrialisierten Gesellschaft, definiert die Rolle die Beziehung zum Kind. Therapeut, Coach, Lehrer, Tagesmutter, Elternteil: Für all das gibt's Rollenerwartungen und festgelegte Verhaltensmuster. Man verlor aus den Augen, dass die Rolle früher durch die Bindung des Kindes gestützt war – ja, sich überhaupt erst aus der Bindung ergab. Und ist die „Kultur der Beziehung“ erst einmal bachab gegangen, dann sind die Rollen von den Bindungen, auf denen sie doch fußen, komplett separiert. So wandelte sich die Idee der Elternschaft („parenthood“) in ein Konzept des elterlichen Handelns („parenting“). Aus einem Sein wurde ein Tun.

Was ist so falsch am „parenting“?

– Ich sage, und neue Forschung belegt das, dass beim Aufziehen von Kindern ihre Beziehung zu den Erwachsenen, die für sie verantwortlich sind, der alles entscheidende Faktor ist. Die Bindung erst öffnet die Kinder dafür, umsorgt und unterrichtet zu werden – und sie drückt dem Erwachsenen einen wirkmächtigen Hebel in die Hand. Die gelungene Kind-Erwachsenen-Beziehung ist die psychologische Gebärmutter, in der echte Reifung stattfinden kann. Ein Problem der Urbanisierung ist, dass man die Rhythmen des natürlichen Wachstums zugunsten eines linearen Denkens vernachlässigt hat: Das „Lernparadigma“ hat alles überlagert. Kinder sollen dauernd zum Lernen und Selbstständigwerden angetrieben werden. Dabei zeigen entwicklungspsychologische Studien, dass die kindliche Abhängigkeit und Bedürftigkeit eine essenzielle Phase ist, auf die man eingehen muss, statt sie wegzutrainieren. Nur wer sich fallen lassen durfte, kann später selbstständig und selbstbewusst vorwärtsgehen.

Wie sehen Sie die Elternkultur in Westeuropa?

– Mir scheinen die Kinder in Deutschland und der Schweiz nicht so gleichaltrigenorientiert zu sein wie in den USA. Ich würde empfehlen, den Amerikanern darin nicht zu folgen. Nein, haltet an euren

Kindern fest, nimmt den angemessenen Platz in ihrem Leben ein! Eltern bleiben die beste Antwort auf den Beziehungsbedarf der Kinder.

Sind zu enge Beziehungen nicht gefährlich? Esstörungen etwa werden oft auch mit intensiven Mutterbindungen erklärt.

– Essen und Beziehung, das gehört bei Säugetieren zusammen. Aber in den Hunderten von Fällen, die ich über die Jahrzehnte begleitet habe, war die Esstörung nie durch eine zu enge Mutterbindung verursacht. Ich beobachtete eher, dass das Kind die Alpha-Rolle innehatte, statt sich das Essen vorsetzen und sich nähren zu lassen. Eine neue kanadische Studie hat übrigens justament erwiesen, dass eine freie Essenswahl von Kindesbeinen an am Ende mehr Esstörungen auslöst.

Auch bei jugendlichen Straftätern ist die Bindungstherapie ein, wenn nicht der erfolgreichste Ansatz.

– Am wichtigsten ist es, den verstörten Jugendlichen wieder an einen liebevollen, umsorgenden Erwachsenen zu binden. Ein ganzer Strauss an negativen Gefühlen wird dadurch reduziert, Aggression wird heruntergefahren und Heilung möglich. Freilich kann man eine solche Beziehung nicht ruckzuck herstellen.

Kann man eine kaputte Bindung wieder aufbauen?

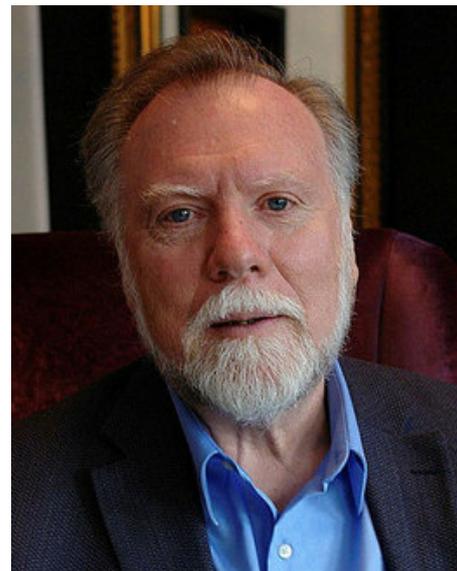
– Die gute Nachricht ist: Es ist nie zu spät, es zumindest zu versuchen. Das Kind muss sich eingeladen fühlen, in unserer Gegenwart zu sein – durch die Wärme in unserer Stimme, durch das Aufleuchten unserer Augen, unsere spürbare Freude an ihm. Die Freude über es ist einfach da, immer und bedingungslos. Wir müssen die Verantwortung dafür übernehmen, das kindliche Bedürfnis stets zu erfüllen, geliebt, verstanden und gewollt zu werden, zugehörig zu sein und erste Priorität zu haben. Das ist eher eine Haltung als ein Set von Verhaltensweisen. Man muss nicht – von besonderen Umständen abgesehen – die Welt verändern, um ein Kind zu bewahren. Sondern wir bewahren es, indem wir an ihm festhalten. Indem wir sein Herz haben.

Müssen das unbedingt die leiblichen Eltern sein?

– Nein. Auch die aktuelle Resilienzforschung beweist: Es ist die starke, emotionale Bindung an irgendeinen Erwachsenen, die das Kind schützt und es auch durch traumatische Erfahrungen trägt. Eine einzige nährende Beziehung reicht. Aber: Wir Eltern sind in dieser Hinsicht die beste Chance für unsere Kinder! Wir müssen gar nicht wissen, wie das geht. Wenn wir unsere Rolle als liebende Eltern annehmen, entfaltet sich der Rest ganz von selbst.

GORDON NEUFELD, INTERVIEW: ALEXANDRA KEDVES

Aus: *ES GIBT EINE EPIDEMIE VON ALPHAKINDERN*
TAGES-ANZEIGER, 07.10.2016
TAMEDIA AG, ZÜRICH



Gordon Neufeld, 1947 in Vancouver geboren, Vater von 5 Kindern, Opa von 6 Enkeln, ist ein kanadischer Entwicklungspsychologe. Er erforschte bei seiner Arbeit, etwa mit jugendlichen Delinquenten, die heilende Kraft von Bindung. Sein bindungsbasiertes Entwicklungsmodell beruht auf der Bindungstheorie von John Bowlby. Vom Neufeld-Institut angeboten werden Elternkurse über Bindung, über ihre entscheidende Rolle für die Unterrichtsbarkeit, Disziplin, Pubertät, Aufmerksamkeitsstörungen, etc.

www.neufeldinstitute.de